

- RASCHNER, C., MÜLLER, E., SCHWAMEDER, H. (1997). Kinematic and kinetic analysis of slalom turns as a basis for the development of specific training methods to improve strength and endurance. In MÜLLER, E., SCHWAMEDER, H., KORNEXL, E., RASCHNER, C. (Hrsg.). *Science and Skiing* (S. 251-261). London FN Spon.
- REILLY, T., CLARYS, J., STIBBE, A. (Hrsg.). (1993). *Science and Football II*. London: FN Spon.
- ROCKMANN-RÜGER, U. (1991). Zur Gestaltung von Übungsprozessen beim Erlernen von Bewegungstechniken, Frankfurt am Main: Deutsch.
- SCHWAMEDER, H., MÜLLER, E. (1995). Biomechanische Beschreibung und Analyse der V-Technik im Skispringen. In *Spectrum der Sportwissenschaften*, 7 (1), 5-36.
- SCHWAMEDER, H., MÜLLER, E., RASCHNER, C. (1997). Aspects of technique-specific strength training in ski-jumping. In MÜLLER, E., SCHWAMEDER, H., KORNEXL, E., RASCHNER, C. (Hrsg.), *Science and Skiing* (S. 309-329). London: FN Spon.
- TSCHIENE, P. (1989). Die neue „Theorie des Trainings“ und ihre Interpretation für das Nachwuchstraining. In *Leistungssport*, 19 (4), 11-17.
- TÜNNEMANN, H., FREYER, K. (1995). Diagnostik und Training technizierter Kraftfähigkeiten mittels ringkampfspezifischer Bewegungssimulatoren. In *Schriftenreihe zur angewandten Trainingswissenschaft*, 2 (3), 105-121.
- WINKLER, W. (1983). Spielbeobachtung bei Fußballspielen im Zusammenhang mit Spielerpositionen, Spielsystem und Laufbelastung. In *Leistungssport*, 21 (6), 63-68.
- WERCHOSHANSKI, J.W. (1988). *Effektiv Trainieren*, Berlin: Sport Verlag
- YEADON, M.R., ATHA, J., HALES, F. D. (1990). The simulation of aerial movement. Part IV: a computer simulation model. In *Journal of Biomechanics*, 23, 58-89.
- YEADON, M.R., CHALLIS, J.H. (1993). The future of performance-related sports biomechanics research. In *Journal of Sports Sciences*, 12, 3-32.
- ZIMMERMANN, B. (1995). Computergestützte Wettkampfanalyse zur unmittelbaren Spielsteuerung im Volleyball. In *Zeitschrift für angewandte Trainingswissenschaft*, 2 (2), 105-121.
- ZINTL, F. (1994). *Ausdauertraining*, München: BLV.

Entwicklung und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung im Sport

DEVELOPMENT AND PROSPECTS OF WOMEN AND GENDER STUDIES
IN SPORTS

Zusammenfassung

Die bundesdeutsche Frauen- bzw. Geschlechterforschung im Sport hat verschiedene theoretische Forschungsansätze sowie methodische Verfahren entwickelt, die sich sowohl aus dem jeweiligen historischen Wissenschaftskontext erklären lassen, als auch auf ein sich veränderndes Verständnis von Geschlecht hinweisen. Dieser Artikel systematisiert die Problemstellungen, theoretischen und methodischen Ansätze der sportwissenschaftlichen Frauenforschung vor dem Hintergrund des diesbezüglichen Reflexionsstandes in der Sozialwissenschaft. Darüber hinaus werden Perspektiven einer Geschlechterforschung im Sport unter besonderer Berücksichtigung der Erkenntnisse der angloamerikanischen Forschung über die soziale Konstruktion von Geschlecht diskutiert. Die Konstruktionsprozesse der Geschlechterordnung im Sport lassen sich auf verschiedenen Dimensionen analysieren, z.B. im Hinblick auf die Wissensproduktion, das Symbolsystem des Sports und dessen sozialstrukturelle Arrangements. Eine systematische Aufdeckung der Konstruktionsprozesse der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern könnte (nicht nur) der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung Erkenntnisfortschritte bringen sowie auch Basiswissen für den reflektierten Versuch des 'undoing gender' liefern.

Summary

German women and gender studies have developed a set of theoretical and methodological approaches, which can be explained by their historical contexts and a changing understanding of gender. This article structures the problems, the theoretical and methodological concepts of women studies in sports against the background of gender studies in the social sciences. Anglo-American theories concerning the construction of gender are used in order to discuss prospects for gender studies in sports science. The processes of the construction of inequality in gender relations in sport can be analysed on various levels of the sports system, e.g. regarding the research strategies in sports sciences and their reinforcement of gender inequalities, regarding sports as a symbolic system which has its own semiotic force of stabilising traditional gender relations and regarding the institutions of sports with their hierarchical structure. Following the line of constructivism a better understanding of these processes could help to follow the approach of 'undoing gender'.

Frauenforschung stellt das gesellschaftliche Konstrukt der natürlichen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in Frage, ein Konstrukt, das einhergeht mit einer jahrhundertelangen sozio-kulturellen Subordination von Frauen, die habituell verankert und bis in die Gegenwart wirksam ist. Dieser ideologiekritische Ursprung der Frauenforschung paart sich mit einem wissenschaftskritischen Verständnis, so daß der Weg der Frauenforschung in die Institutionen des Wissenschaftssystems entsprechend von Abwehr und Skepsis – sowohl von seiten der etablierten Wissenschaft als auch der autonomen Frauenbewegung – geprägt war. Mittlerweile

gibt es über 80 Frauenforschungsprofessuren, die in den unterschiedlichsten Wissenschaften quer durch die Bundesrepublik etabliert sind. Zu ihnen gehören Professuren in Erziehungswissenschaften, Soziologie, politischer Wissenschaft, Linguistik, Literaturwissenschaft, Volkskunde, Raumplanung und – last but not least – Sportwissenschaft an der Deutschen Sporthochschule Köln. Die Etablierung einer eigenständigen Professur auch in der Sportwissenschaft erscheint nur alzu plausibel, da sich in den vergangenen Jahrzehnten verschiedene, die Geschlechterordnung betreffende Problemstellungen im Sport herauskristallisiert haben, die von den traditionellen Disziplinen nicht bearbeitet wurden. So haben sich in einem wissenschaftsinternen Differenzierungsprozeß Kommunikationszusammenhänge gebildet, die zunächst nur als Interaktionssysteme an einzelnen sportwissenschaftlichen Instituten zu identifizieren waren (vor allem Berlin, Bochum, Münster und Köln), dann aber auch in der 1991 gegründeten Kommission Frauenforschung der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft und mittlerweile in einer Vielzahl von Publikationen.

Im folgenden sollen nun die disziplinstituierenden Problemstellungen, theoretischen Perspektiven und methodischen Zugänge der sportwissenschaftlichen Frauenforschung skizziert und vor dem Hintergrund des Reflexionsstandes der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung eingeordnet werden. Dabei geht es nicht um die Vollständigkeit im Narrativen, sondern um die Triftigkeit, mit der Differenzen im Kommunikationsgeschehen identifiziert werden, denen im Zuge der Ausdifferenzierung der Frauenforschung als eigenständiges Lehr- und Forschungsgebiet identitätsbildende Funktionen zukommen. In diesem Sinne soll zunächst auf das Selbstverständnis der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung eingegangen werden. In einem zweiten Schritt werden die theoretischen Konzepte, methodischen Ansätze und Ergebnisse der sportwissenschaftlichen Frauenforschung ins Blickfeld gerückt. Dabei wird insbesondere auf das Bedingungsgefüge von Theorie, Methode und Erkenntnispotential einzugehen sein. Abschließend werden Perspektiven für eine Geschlechterforschung entwickelt, die sich die Erkenntnisse des Konstruktivismus zunutze machen.

1. Dimensionen zur Bestimmung von Frauenforschung

Zur Klärung des Selbstverständnisses sozialwissenschaftlicher Frauenforschung läßt sich auf eine Vielzahl von Publikationen zurückgreifen, in denen die Abgrenzung des Forschungsfeldes zum Gegenstand theoretischer Reflexionen geworden ist (vgl. DFG/SENATSKOMMISSION FÜR FRAUFORSCHUNG 1994; HAGEMANN-WHITE 1995a). Deutlich wird bei der Sichtung dieser Literatur, daß die Begrifflichkeiten Frauenforschung, Frauenstudien, feministische Forschung sowie Geschlechterforschung zu keiner Zeit einheitlich definiert worden sind. Dennoch lassen sich zusammenfassend sechs zentrale Dimensionen der Bestimmung von Frauenforschung extrahieren, die auch für die sportwissenschaftliche Frauenforschung geltend gemacht werden können.

- Die erste Dimension bezieht sich auf den *Gegenstand* der Frauenforschung. Was untersucht sie? Bei dieser objektbezogenen Bestimmung der Frauenforschung läßt sich ein breites und zum Teil auch kontrovers diskutiertes Spektrum erkennen. In erster Linie kristallisieren sich „die Frauen“, konkreter „die Lebensbedingungen und Benachteiligungen von Frauen“ als zentraler Bezugspunkt heraus. Es geht –

thematisch gesehen – um die Vervollständigung des Wissensstandes über Personen, Sachverhalte und Zusammenhänge, die bisher systematisch ausgeblendet worden sind, also um eine Art kompensatorische Forschung, die die Frauen in den Mittelpunkt rückt. Als Gegenstandsbestimmung wird aber auch – quasi am anderen Ende des Spektrums – die Analyse der Geschlechterverhältnisse und Geschlechterordnung genannt. Hier rücken die sozialen Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern in den Mittelpunkt, wird die Konstruktion von 'männlich - weiblich' thematisiert, steht die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit zur Diskussion.

- Ergänzt wird diese Bestimmung durch die Auffassung, Frauenforschung überschreite die Grenzziehungen herkömmlicher Disziplinen. Sie sei eine *Spezialisierung quer* zu den traditionellen Bereichen eines Faches, müsse mehr sein als additive Ergänzung zum gängigen Wissenskanon und solle interdisziplinär ausgerichtet sein.
- Durchgängig wird in den Reflexionen zur Frauenforschung das *gesellschaftspolitische Erkenntnisinteresse* als eine zentrale Dimension der Frauenforschung deutlich. Frauenforschung müsse zum Abbau sozialer Ungleichheit beitragen sowie für emanzipatorische Transformationsprozesse gesellschaftlich genutzt werden können.
- Zentral für die Bestimmung von Frauenforschung ist ihr *wissenschaftskritisches Konzept*. Dabei wird unter dem Stichwort „Androzentrismus der Wissenschaft“ auf Verzerrungen und Einseitigkeiten im bisherigen Corpus der Wissenschaft aufmerksam gemacht, die aus einer männerdominierten und -zentrierten Sichtweise folgen. Frauenforschung verstehe sich hier als Korrektur einer einseitigen männlichen Sicht und deren Produktion von Vorurteilen.
- Die Reflexionen zum Selbstverständnis der Frauenforschung sind stark geprägt von der Auseinandersetzung mit der *Perspektive einer subjektbezogenen Frauenforschung*. Hiermit wird ein feministischer Konsens der 70er und 80er Jahre bezeichnet, der davon ausgeht, daß Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aufgrund ihrer nach Geschlecht unterschiedlich organisierten und interpretierten Erfahrungen „andere“ denken und forschen und daß sich spezifische Erkenntnismöglichkeiten nur aus der Betroffenen-Rolle ergeben können.¹
- Eine letzte – mittlerweile eher in den Hintergrund getretene – Dimension der Frauenforschung betrifft die *Forschungsverfahren*. In den 70er und 80er Jahren wurden Aktionsforschung und auch hermeneutisch-rekonstruktive Vorgehensweisen vielfach als die Königswege der Frauenforschung betrachtet. Nachfolgende Diskussionen um die angemessenen Forschungsverfahren spiegeln faktisch einen Methodenpluralismus, der für eine der Forschungsfrage angemessene Nutzung von Methoden der empirischen Sozialforschung optiert.

Der Durchgang durch die wissenschaftstheoretische Literatur läßt eine Vielzahl von unterschiedlichen, z.T. sogar widersprüchlichen, gleichzeitig auftretenden theoretischen Perspektiven, Standpunkten und Erwartungen erkennen. Ganz

¹ Folgt man der Bestandsaufnahme von HAGEMANN-WHITE (1995a, 79), so ist es mittlerweile eher eine Minderheit unter den Frauenforscherinnen, die sich mit einer subjektbezogenen Definition identifizieren.

offensichtlich ist die Frauenforschung im Reigen der wissenschaftlichen Disziplinen (noch) durch einen geringen Grad an Paradigmatisierung gekennzeichnet, der sich in einem schwachen Konsens der *scientific community* über Theorien, Methoden und die relative Wichtigkeit von Gegenständen der Forschung abzeichnet. Angesichts dieses geringen Paradigmatisierungsgrades der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung, der sich auch in der Frauenforschung in der Sportwissenschaft widerspiegelt, stellt sich die Frage nach einem methodologischen Rahmen, der den bisherigen Erkenntnissen der Frauenforschung Rechnung trägt und Perspektiven eröffnet, die eine systematische und sich ergänzende Akkumulation von Erkenntnissen ermöglicht. Inwieweit dies durch das sich in der angloamerikanischen sozialwissenschaftlichen Frauenforschung abzeichnende Paradigma der Geschlechterverhältnisse und der sozialen Konstruktion des Geschlechts geschehen kann, soll im folgenden im Hinblick auf die bundesdeutsche Geschlechterforschung im Sport gezeigt werden.

2. Theoretische Prämissen einer Geschlechterforschung

2.1 Die Überwindung einseitig naturwissenschaftlicher Perspektiven

Im Mittelpunkt der frühen Phasen der *Forschung über Frauen* stand der paradoxe Kanon des 19. Jahrhunderts, der die natürliche Gleichheit aller Menschen und die natürliche Ungleichheit zwischen den Geschlechtern propagierte. Beschreibungen des natürlichen Wesens der Frau und der polaren Geschlechtscharaktere wurden zu Beginn der Moderne in naturwissenschaftlichen Modellen ausgearbeitet und diffundierten in den folgenden Jahrzehnten als semantische Selbstverständlichkeiten ins Alltagsleben. Vor diesem Hintergrund wurde den Mädchen und Frauen der Zugang zum Sport lange Zeit mit zahlreichen naturwissenschaftlichen und ethischen Argumenten verwehrt - ihre Inklusion in das sich ausdifferenzierende Sportsystem erfolgte immer partiell und mit besonderen Akzenten (vgl. PFISTER 1993).

Ziel der frühen Phase der *Frauenforschung* war es, diese vorwiegend naturwissenschaftlichen Ansätze über die Natur und das Wesen der Frauen und Männer, die unter Verwendung quantitativer Forschungsverfahren eine große Datenbasis angeblich biologisch verankerter Verhaltenskategorien der zwei Geschlechter ermittelte, zu überwinden (vgl. Abb. 1).²

Die Frauenforschung orientiert sich seit Mitte der 70er Jahre an einem feministischen Theoriemodell, das seinen begrifflichen Ausgangspunkt in der Unterscheidung von *sex* und *gender* nimmt. *Sex* ist zu verstehen als das biologisch verankerte Geschlecht und *gender* als das soziale Geschlecht, quasi der soziokulturelle Überbau. Grundlage dieser Unterscheidung ist die aus verschiedenen historischen, soziologischen und ethnomethodologischen Studien gewonnene Einsicht, daß weltweit in fast allen Gesellschaften Menschen in eine Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit aufgeteilt werden, diese Geschlechterordnung und das Verhaltensrepertoire von Männern und Frauen aber *interkulturell variabel* sind, d.h. unabhängig vom biologischen Geschlecht. Die Regeln, die ein Geschlechterverhältnis konstituieren und Menschen lebenslang in Frauen und Männer aufteilen, sind offensichtlich

² Vgl. zu dem Versuch einer Systematisierung der empirischen Arbeiten in der sportwissenschaftlichen Frauenforschung auch GIEß-STÜBER/HENKEL 1997.

kontingent. Es werden immer in sich stimmige Machtbalancen erzeugt, aber die Art und Weise, wie Unterschiede hergestellt und plausibel gemacht werden, fällt höchst unterschiedlich aus.

Abb. 1: Theoretische und forschungsmethodische Ansätze der Frauenforschung

Theoretische Ansätze	Verständnis von Geschlecht	Methodische Ansätze
Naturwiss. Ansatz	sex	kategorial-quantifizierende Verfahren
'Wesen der Frau' Biologie steuert Verhalten	<i>Geschlecht als dichotomes, biologisches Merkmal</i>	
Defizit-Ansatz	sex ⇒ gender	distributiv-quantifizierende Verfahren
Sozialisations-theorien	<i>Geschlecht als soziale Kategorie</i>	
Differenz-Ansatz	sex ⇒ gender	qualitative, interpretative Verfahren
Psychoanalyse Identitätskonzepte	<i>Geschlecht als soziale Kategorie</i>	
Konstruktivismus	sex ≈ gender	Methodenpluralismus
Ethnomethodologie Interaktionstheorie	<i>Geschlechterordnung als Prozeß</i>	

Mit diesem feministischen Theoriemodell konnte das einseitig naturwissenschaftliche und damit auch Diskriminierungen begünstigende Verständnis von Geschlecht weitestgehend überwunden werden. Argumente der biologischen Untauglichkeit oder Anderswertigkeit der Frau, die die Exklusion der Frauen aus dem Sport begründen, halten sich jedoch erstaunlich beharrlich im Alltagswissen der Akteure des Sports und tauchen hin und wieder auch in wissenschaftlichen Publikationen auf

(vgl. PROKOP 1995). Allzu leicht lassen Untersuchungen, die die sportliche Leistungsfähigkeit der Frau an der des Mannes messen, den Eindruck entstehen, Frauen seien nicht so tauglich für den Sport wie Männer und die sportlich aktive Frau hätte mehr 'Probleme' mit dem Sport als der Mann, ohne zu erkennen, daß hier ein sehr viel differenzierterer Blick notwendig wäre.

Die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Disziplinen – auch unterschiedlicher disziplinärer Perspektiven auf das Phänomen der Geschlechter – kann das analytische Aufösevermögen der Geschlechterforschung im Sport erhöhen. Dies setzt jedoch die Bereitschaft und Fähigkeit der wissenschaftlichen Kommunikation zwischen den einzelnen Disziplinen voraus. Daß dies nicht immer gelingt, zeigt sich deutlich bei der Zusammenführung natur- und sozialwissenschaftlicher Richtungen der Frauenforschung im Sport (vgl. BEHM/PETZSCHE 1998). Forschungsarbeiten, die sich z.B. mit gesundheitlichen Problemen der sporttreibenden Frau wie Osteoporose, Störungen des Menstruationszyklus oder des Eisverhaltens beschäftigen (vgl. GEIST 1998; PLATEN 1998; PLATEN/VELDE 1998), bieten die Möglichkeit, naturwissenschaftliche Befunde mit sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen über die somatische Kultur, gesellschaftlich induzierte Weiblichkeits- und Schlankheitszwänge sowie das Sportengagement von Frauen zu ergänzen. Erst im Anschluß hieran lassen sich konstruktive Vorschläge für den Umgang mit den gesundheitlichen Konsequenzen der Sportaktivität von Frauen herausarbeiten. Naturwissenschaftliche Fakten und sozialwissenschaftliche Einsichten in die Konstruktionsprozesse von Geschlecht werden jedoch nur selten in Forschungsprojekten konsequent zusammengedacht. Dies verspielt Erkenntnisgewinne und die Chance, mit aufklärerischer Absicht in die Praxis zu intervenieren. Daß dies nicht unmöglich ist, zeigen andere Forschungsarbeiten z.B. über gesundheitsorientiertes Ausdauertraining bei Frauen (vgl. BUSKIES 1998).³

2.2 Von der Defizittheorie...

Die Blickrichtung der feministischen Theoriebildung und Forschungsbeiträge der 70er und frühen 80er Jahre war schwerpunktmäßig durch eine Defizit-Perspektive gekennzeichnet. Darunter sind Forschungsarbeiten zu fassen, die das Phänomen der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern auf sozialisatorische und sozialstrukturelle Defizite in der Lebenswirklichkeit von Frauen zurückführen. So entstanden in dieser Zeit einige Untersuchungen, die aufzeigen, daß Mädchen aufgrund von Geschlechterstereotypen und geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen benachteiligte Erziehungspraktiken und Sozialisationsbedingungen auch im Bereich von Sport und Bewegung erfahren (vgl. z.B. KRÖNER 1976; PFISTER 1983; KUGELMANN 1980; SCHEFFEL 1988). Sportliche Aktivitäten, die verbunden sind mit Raumnahme, selbstbestimmtem Tun, Anstrengung, Kraft, Wettkampf und Konkurrenz, stimmen vielfach nicht mit den an Mädchen und Frauen gerichteten

³ Ausgehend von der sozialpsychologischen Erkenntnis, daß Frauen ihre Leistungsfähigkeit überwiegend realistisch einschätzen und Männer sich häufiger überschätzen, konnte gezeigt werden, daß das subjektive Belastungsempfinden beim gesundheitsorientierten Ausdauertraining im Schwimmen, Radfahren und Laufen eine geeignete Größe für die Trainingssteuerung älterer Frauen sein kann, nicht jedoch für die Trainingsintensitätssteuerung der Männer, die sich in der Untersuchung zu stark belasteten.

Erwartungen überein und werden ihnen deshalb auch nicht vom gesellschaftlichen Umfeld nahegebracht. So wurde mit den Arbeiten der Frauenforschung in dieser Zeit aufgezeigt, daß die Sport- und Bewegungssozialisation von Mädchen und jungen Frauen im Vergleich zu den Möglichkeiten, die Jungen erhalten, Defizite aufweist. Als Antwort auf diese Feststellungen entwickelten Frauenforscherinnen in den folgenden Jahren pädagogische Konzepte, die unter frauen- und mädchenparteilichen Prämissen emanzipatorische Bewegungsangebote für Mädchen und Frauen beinhalten (vgl. z.B. KRÖNER 1993; ROSE 1994).

Über diese Arbeiten hinaus können auch die Untersuchungen zur Unterrepräsentanz von Frauen in den Führungspositionen des Sports zur Defizitperspektive der Frauenforschung gezählt werden. Diese Arbeiten kreisten lange Zeit um die Frage „Warum so wenige?“ und konzentrierten sich in der theoretischen Konzeptionalisierung zumeist auf geschlechtsspezifische Rollenerwartungen und diskriminierende Alltagstheorien über weibliche Fähigkeiten, um herauszufinden, welche Faktoren Frauen daran hinderten, in Führungsgremien des Sports tätig zu werden (vgl. z.B. SCHENK 1986; VOIGT 1986). Da sich diese Untersuchungen in der Regel mit der Verteilung der Geschlechtergruppen auf einzelne gesellschaftliche Bereiche beschäftigen, sind die Erhebungsmethoden zumeist quantitativer Art.

Die Zuordnung bestimmter Arbeiten der Frauenforschung zum Begriff der „Defizitperspektive“ mag zunächst vermuten lassen, diese Untersuchungen würden Mädchen und Frauen lediglich an den gesetzten Maßstäben von Jungen und Männern messen und daraus einen Nachholbedarf für Mädchen und Frauen ableiten. Jedoch darf der aufklärerische Wert dieser Theorieperspektive für die Frauenforschung nicht unterschätzt werden. Es geht diesen Untersuchungen nicht darum, Frauen generell an Männern zu messen, sondern die *Ungleichheit der Chancen* der Geschlechter im Sportalltag festzustellen. Diese Arbeiten stellen somit eine notwendige Basis der Frauenforschung dar. Untersuchungen, die gesellschaftlich bedingte Defizite in den Entwicklungschancen von Mädchen und Frauen nachweisen, wurden deshalb nicht nur zu Beginn der sozialwissenschaftlich ausgerichteten Frauenforschung betrieben, sondern gehören auch in den 90er Jahren immer noch zu den wichtigen Theoriegrundlagen der Frauenforschung (vgl. z.B. KLEINDIENST-CACHAY 1990; HARTMANN-TEWS 1993; GIEß-STÜBER 1996).

2.3 ...über die Differenztheorie...

In den 80er Jahren läßt sich in der Frauenforschung allgemein ein Paradigmenwechsel in der Konzeptionalisierung der sozialen Konstruktion des Geschlechts beobachten. Nicht mehr Defizit und Nachholbedarf stehen im Mittelpunkt, sondern die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Der Differenzansatz ist von der Einsicht getragen, daß die soziale und kulturelle Konstruktion von Geschlechtlichkeit im Rahmen der patriarchalen Vergesellschaftung unterschiedliche Stile und Orientierungen der Geschlechter hervorgebracht hat. Die Forschung wandte sich dem „Anders-Sein“ der Frauen zu, es ging ihr vor allem in qualitativen Rekonstruktionen von Biographien um eine Wiederentdeckung, Neubestimmung und Wertschätzung von Weiblichkeit sowie den Stärken und verborgenen Potentialen von Frauen (vgl. Abb. 1). Leistungen von Frauen wurden nicht nur entdeckt, sondern

auch als wesentlich reklamiert, z.B. im „weiblichen Arbeitsvermögen“, der besonderen „weiblichen Moral“ und ihrer „emotionalen Intelligenz“.

Diese Richtung der feministischen Studien in anderen Wissenschaften blieb nicht ohne Auswirkung auf die sportwissenschaftliche Frauenforschung. Auch hier lassen sich in den 80er Jahren und zu Beginn der 90er Jahre Arbeiten finden, die sich qualitativ-rekonstruierend mit den Lebensläufen und Identitätskonzepten von Frauen im Sport beschäftigen (vgl. GIEß-STÜBER/HENKEL 1997). Die breiteste Rezeption erfuhren dabei die Untersuchungen von Anke ABRAHAM (1986), die sich auf der Basis von Tiefeninterviews mit Identitätsproblemen von Sportlerinnen in der Rhythmischen Sportgymnastik beschäftigten, von Birgit PALZKILL (1990), die die Entwicklung lesbischer Identität im Sport analysierte und von Lotte ROSE (1991), die mit Hilfe von differenzierten Biographieforschungskonzepten die subjektive Erlebniswelt von Kunstturnerinnen untersuchte. Studien dieser Art haben in der sportwissenschaftlichen Frauenforschung insbesondere auch den Weg für eine fundierte Anwendung qualitativer Forschungsmethoden geöffnet.

Die wissenschaftliche Konzeption des Differenzansatzes und der Positivierung des authentischen Weiblichen hat allerdings nicht selten eine Verdopplung alter Zuschreibungsmuster zur Folge und wird in der Frauenforschung in mehrfacher Hinsicht auch kritisch beobachtet. Zum einen besteht in dieser Konzeption die Gefahr, weibliche Identität zu generalisieren und die Unterschiede zwischen Frauen oder Gruppen von Frauen ungenügend zu berücksichtigen. Zum anderen ist der ontologisierende Gehalt, mit dem die Geschlechterstereotypen reproduziert und quasi naturalisiert werden, unübersehbar. D.h., die Argumentation des Differenzansatzes setzt eine Zirkularität in Gang, mit der soziale Ungleichheit als verallgemeinerbares individuelles und nicht als gesellschaftlich hervorgerichtetes Merkmal interpretiert wird (vgl. GILDEMEISTER/WETTERER 1992).

2.4 ...zur These des *doing gender*

Seit Anfang der 90er Jahre gibt es – zunächst abgesehen von der sportwissenschaftlichen Frauenforschung – vor allem in der angloamerikanischen Frauenforschung Ansätze, die die Einsichten der Soziologie in die kulturelle Variabilität der Geschlechterdifferenz ernst nehmen und die Diskussion über die soziale Konstruktion des Geschlechts radikalisieren. Hier wird die Eigentätigkeit in der Aneignung von Geschlechtsidentität betont, die „Selbstbildung in sozialen Praktiken“ und die „Konstruktion eines Sozialcharakters“ (BILDEN 1991, 279). Grundgedanke dieser Beiträge ist, daß Geschlecht nicht etwas ist, was wir „haben“ oder „sind“, sondern etwas, was wir tun. Begleitend und verwoben mit unserem täglichen Handeln, unserem Umgang mit anderen und mit uns selbst, stellen wir eine Ordnung der Geschlechtszugehörigkeit her: Meist unbewußt und selbstverständlich, daher um so wirksamer, sind wir am Prozeß des *doing gender* beteiligt.

In der deutschsprachigen Frauenforschung läßt sich gegenüber dieser konstruktivistischen Sichtweise eine eigentümliche Rezeptionssperre beobachten. Nicht selten wird sie als Verkündigung postmoderner Beliebigkeit eingestuft, als handle es sich um einen vernünftigen Maskenball, worin alle nach Lust und Laune die Geschlechtergrenzen beliebig überschreiten und verändern und das soziale Geschlecht wechseln könnten (vgl. HAGEMANN-WHITE 1995b, 184). Es gibt

zahlreiche Beispiele, die allerdings verdeutlichen, daß dies kein Spiel ist, sondern oft bitterer Ernst: Wer das im jeweiligen Kontext gebotene Maß „eigengeschlechtlichen“ Verhaltens nicht aufbringt, erleidet teils massive Sanktionen, kann Freundschaften, den Arbeitsplatz oder ein politisches Amt verlieren. Die Geschlechtergrenzen lassen sich nicht beliebig überschreiten, und wenn, dann nur in bestimmten Sozialsystemen wie z.B. der Kunst. In den meisten anderen gesellschaftlichen Bereichen ist es nach wie vor wichtig, einem Geschlecht eindeutig zugeordnet werden zu können.

Verschiedene ethnomethodologische Studien mit Transsexuellen, also Personen, die im Laufe ihres Lebens das Geschlecht und die Geschlechtsidentität gewechselt haben, zeigen, daß die Zugehörigkeit zu der sozialen Kategorie Frau oder Mann unabhängig von der Körperlichkeit möglich ist, *sex* und *gender* also nicht zwangsläufig unmittelbar miteinander verbunden sind (vgl. HIRSCHAUER 1993). Diese Einsichten in die soziale Konstruiertheit der Geschlechter und in die kulturelle Variabilität der Geschlechterdifferenz werden von der konstruktivistischen Perspektive aufgenommen und die *sex-gender*-Debatte wird damit radikalisiert. Eine Neufassung dieser Relation bricht die traditionelle Kausalattribution auf, nämlich die Gewißheit, daß die soziale Geschlechterordnung unmittelbar aus dem biologischen, körperlichen Bezug ableitbar ist (vgl. WESTZIMMERMANN 1991). Unterschieden werden in dieser Konzeption drei unabhängige Faktoren, die bei der sozialen Konstruktion des Geschlechts eine Rolle spielen:

- das körperliche Geschlecht (*sex*),
- die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht, die sich an der sozial akzeptablen Darstellung der Geschlechtszugehörigkeit orientiert (*sex category*) und
- das soziale Geschlecht, das in Interaktionsprozessen hergestellt wird (*gender*).

Das körperliche Geschlecht (*sex*) wird durch biologische Kriterien festgelegt, genauer durch sozial vereinbarte biologische Kriterien wie z.B. Genitalien zur Zeit der Geburt oder Chromosomen. Die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht (*sex category*) erfolgt im Alltag aufgrund der Darstellung einer erkennbaren Zugehörigkeit zum weiblichen oder männlichen Geschlecht. In diesem Sinne kann man sagen, daß die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht das entsprechende biologische unterstellt und in vielen Situationen auch ersetzt. Körperliches Geschlecht, soziale Zuordnung und soziale Geschlechtszugehörigkeit können sich unterscheiden, d.h. es ist möglich – wie bei Transsexuellen deutlich –, die soziale Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht zu fühlen, für sich zu beanspruchen und nach außen darzustellen, auch wenn die körperlichen Merkmale fehlen. Das soziale Geschlecht (*gender*) ist hingegen das in Interaktionsprozessen intersubjektiv bestätigte und validierte Geschlecht. Es ist die Handhabung situationsgerechten Verhaltens im Lichte normativer Vorgaben über geschlechtsangemessenes Verhalten.

Wichtig an dieser begrifflichen Präzisierung sind zwei Aspekte, die aus den Aporien der naiven *sex-gender*-Unterscheidung herausführen. Zum einen trägt die analytische Unabhängigkeit dieser drei Faktoren der Einsicht Rechnung, daß die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit nicht unmittelbar aus der biologischen Ausstattung des Menschen abgeleitet werden kann. Zum anderen bewahrt die interaktive und situationsspezifische Verortung des Prozesses der Herstellung und

Validierung von sozialem Geschlecht vor dem Mißverständnis, das Geschlecht sei irgendwo im Individuum zu verankern, als Merkmal oder Eigenschaft von Personen.⁴ Nimmt man diese Einsichten ernst, wird das Geschlecht selbst in einem ganz grundlegenden *gesellschaftstheoretischen Sinne* zu einem erklärungsbedürftigen Phänomen. Folgerichtig ist dann nach den Konstruktionsprozessen der Geschlechterdifferenzierung in gesellschaftlichen Teilsystemen zu fragen, nach den Mechanismen der Selbstkontinuierung der Geschlechterverhältnisse und nach ihrem hierarchischen Wirken. In der sportwissenschaftlichen Frauenforschung steckt die Rezeption dieser radikaleren Einsichten in die Konstruktion der Geschlechter noch in den Anfängen. Lediglich Gaby KLEIN (1997) und Anke ABRAHAM (1998) haben bisher Aspekte des „doing gender“ in ihren Ausführungen über theoretische Prämissen einer Geschlechterforschung bzw. Ungleichheitsforschung im Sport berücksichtigt. Untersuchungen, die Phänomene der Geschlechterordnung im Sport mit konstruktivistischen Theorieansätzen und entsprechendem methodischem Instrumentarium analysieren, sind im deutschsprachigen Raum bisher nicht durchgeführt worden.

3. Perspektiven

Der Sport zeichnet sich durch eine besonders ausgeprägte Indifferenz gegenüber den sozialen Phänomenen der Geschlechtsunterscheidung aus. Dies hängt eng damit zusammen, daß Sport ein körperzentriertes Sozialsystem ist. Mit jedem körperlichen Auftreten einer Person wird die Anschaulichkeit der Geschlechterordnung erzeugt, die ungleich realitätsmächtiger ist als es Diskurse je sein können. Die Körper und deren unterschiedliche Leistungsfähigkeit sind eine *visuelle Empirie* der natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Das, was sich zeigt, braucht man nicht in Frage zu stellen und es zeigt sich halt, daß Männer größer, muskulöser, stärker und kräftiger sind, daß sie schneller laufen, weiter und höher springen können. Allzu leicht wird damit eine natürliche Ordnung zwischen den Geschlechtern als erwiesen und legitimiert angesehen.

Welche Perspektiven bleiben bei diesem doch recht pessimistisch gezeichneten Szenario für die Frauenforschung im Sport? Ein Anliegen kann sein, diese Normalität von Wahrnehmungsweisen im Sport und ihre Folgen als soziale Praxis des *doing gender* in den Blick zu nehmen und die kulturelle Reproduktion der asymmetrischen Ordnung der Geschlechterverhältnisse soziologisch zu rekonstruieren. Zu erklären wäre dann, wie aus biologischen Unterschieden soziale Ungleichheiten werden – genauer, wie aus *Unterschieden soziale Ungleichheiten gemacht werden* –, was die Prozesse der symbolischen Geschlechtskonstruktion und ihr hierarchisierendes Wirken in Gang hält und vor allem, wie sich ihre Unterbrechung denken läßt und was die Bedingungen der Möglichkeiten eines *undoing gender* sind.

Die generelle Frage, wie die soziale Ordnung der Geschlechter im Sport zustande kommt und von den TeilnehmerInnen des Sports gleichsam als objektiv und naturgebene Sozialordnung verstanden wird, läßt sich zunächst abstrakt mit der These

⁴ Im Anschluß an GARFINKEL (1967) wird dabei der Grundgedanke verfolgt, daß die Askription eines natürlichen Merkmals der Geschlechtszugehörigkeit ein „achievement“ des Individuums ist.

beantworten, daß es sich gegenseitig stabilisierende Konstruktionselemente und -prozesse gibt, auf die jede/r einzelne zurückgreifen und sie gestalten kann (vgl. HIRSCHAUER 1993). Diese Konstruktionsprozesse lassen sich auf verschiedenen Dimensionen analysieren, u.a.

- im Hinblick auf die Wissensproduktion sowie ihre kognitiven Stabilisierungseffekte,
- im Hinblick auf das Symbolsystem und dessen semiotische Stabilisierungskraft,
- sowie im Hinblick auf institutionelle Arrangements und deren sozialstrukturelle Stabiilisierung.

Diese Dimensionen können an dieser Stelle nicht systematisch im Detail erläutert, sondern nur punktuell und beispielhaft skizziert werden, um zu verdeutlichen, welches Feld sich dort aufspannt.

Eine eher beiläufige Geschlechterproduktion ist in der sportwissenschaftlichen Forschung sichtbar, wenn Geschlecht als vermeintlich unabhängige Variable routinemäßig mituntersucht wird. Dies liefert eine wissenschaftliche Absicherung der binären Geschlechterkonstruktion, indem mehr oder weniger theoriegeleitet Geschlechtsklassen dissimiliert und damit auch Mitglieder einer Klasse assimiliert werden, indem man mit Statistik-Software dann 'Frauen gegen Männer laufen läßt' – wie es so anschaulich heißt. Da signifikante Ergebnisse im Forschungsprozeß zudem immer mehr Aufmerksamkeit binden als nicht signifikante Ergebnisse und darüber hinaus weitaus häufiger thematisiert und publiziert werden, unterstützt eine Vielzahl von wissenschaftlichen Publikationen die kognitiven Dispositionen zur Konstruktion der Geschlechterdifferenz. Neuere Untersuchungen zu Geschlechterstereotypen und geschlechtstypischem Verhalten machen hingegen deutlich, daß die Variationen innerhalb der Geschlechtergruppen oft viel größer sind als zwischen den Geschlechtergruppen und man nicht von geschlechtsspezifischen, sondern allenfalls bei einigen Verhaltens- und Eigenschaftsdimensionen von geschlechtstypischen Charakteristika sprechen kann (vgl. ALFERMANN 1996).

Der Diskurs über die körperlich-physiologischen Bedingungen von Frauen und die sogenannten geschlechtsspezifischen psychischen Merkmale gehört zu den kognitiven Stabilisierungseffekten des Geschlechterverhältnisses und bestimmt wesentlich die sozialen Möglichkeiten der Frauen und Männer, im Sport zu handeln. Stereotype von abenteuerlustig, aggressiv, kräftig und kühn vs. furchtsam, schwach, träumerisch und unterwürfig stecken für beide Geschlechter den als legitim erachteten Rahmen des sportlichen Handelns ab. Zu fragen ist, wer, wie und warum die geschlechtsstereotypen Zuschreibungen bestimmter Sportpraxen – in der Form von „Männersport“ vs. „Frauensport“ – immer wieder diskursiv hervorbringt, nach wie vor Gymnastik und Tanz als „weibliche Bewegungsarten“ charakterisiert, Fußball und Rugby aber als „männliche Sportarten“. Die Statistiken des Deutschen Sportbundes verweisen auf eine differenziertere Realität und spiegeln eine weitaus breiter gestreute Sportpraxis der Frauen wider, als es die Stereotypen vorgeben zu wissen.

Auf der Ebene der institutionellen Arrangements lassen sich ebenfalls diverse Konstruktionselemente beobachten, mit denen die hierarchische Geschlechterordnung perpetuiert wird. So weist die Sozialstruktur der ehrenamtlichen Funktionen in den Turn- und Sportvereinen ein geschlechtstypisches Profil auf, in dem die

Leitungsfunktionen mit Gestaltungs- und Machtspielraum von Männern und die lediglich ausführenden Funktionen von Frauen besetzt werden. Auch die zu nationalen und internationalen Wettkämpfen zugelassenen Disziplinen stabilisieren das Bild der Geschlechter: Synchronschwimmen ist als Wettkampfdisziplin nur für Frauen, der moderne Fünfkampf nur für Männer zugelassen. Hier ist in den letzten Jahrzehnten sicher einiges in Bewegung geraten, dennoch gehören diese Muster zu den stabilisierenden Konstruktionselementen der Geschlechterordnung.

Die Redeweisen, medialen Vermittlungen und institutionellen Arrangements vom „Frauensport“ und „Männersport“ halten das System der binären Konstruktion der Geschlechter aufrecht, grenzen die Kompetenzerweiterung beider Geschlechter ein und lassen den einen immer als stark und aggressiv, die andere immer als expressiv und zerbrechlich erscheinen. Aufgrund der Bewertungen, die diese Stereotype und die mit ihnen verbundenen Sportarten erhalten, können Mädchen und Frauen durch eine Grenzüberschreitung mitunter sogar an Status gewinnen, Jungen und Männer nur verlieren. Zu fragen ist – wie jüngst in einer Forschungsarbeit – was „Sandkamenrock“ von Heulsusen lernen können“ und welcher sozialen Arrangements es dafür bedarf (MINISTERIUM FÜR DIE GLEICHSTELLUNG VON FRAU UND MANN DES LANDES NRW 1996).

Auch im Hinblick auf das Symbolsystem und dessen semiotische Stabilisierungskraft lassen sich diverse Phänomene entdecken, die die hierarchische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit evozieren. So ist bemerkenswert, daß als offizielle Wettkampfkleidung der bundesdeutschen Weitspringerinnen bei den Leichtathletikweltmeisterschaften in Athen im Sommer 1997 von den Athletinnen Bustiers und knappe Höschen gewählt wurden. Im Hinblick auf die Sportpraxis erscheint dies vollkommen unfunctional, da die Athletinnen sich nach dem Sprung in die Grube zunächst des Sandes in den einzelnen Kleidungsstücken entledigen und permanent alles zurechtzupfen mußten. Funktional erscheint dies lediglich im Hinblick auf die Steigerung der Medienattraktivität, die nicht nur das voyeuristische Auge des Zuschauers und der Zuschauerin bedient, sondern auch das Interesse von Sponsoren zu wecken vermag.

Das Spiel der Geschlechterordnung in den äußeren Insignien von Kleidung, Frisur und Schmuck wird relativ bewußt betrieben und ist auch im Forschungsprozess leicht als Aktivposten kultureller Reproduktion zu erkennen. Schwieriger wird es, Verhaltens- und Sprachmuster in ihrer geschlechtlichen Aufladung zu erkennen, den Körper als Darstellungsmedium in der Konstitution der sozialen Ordnung der Geschlechter zu dechiffrieren. Da die soziale Konstruktion des Geschlechts in einer eigentümlich unauffälligen Weise verläuft, ist es ein diffiziles Unterfangen, den Konstrukturen auf die Spur kommen zu wollen (vgl. HAGEMANN-WHITE 1995b). Die Konstruktion des Geschlechts ist normalerweise ja nicht der mögliche Sinn einer Handlung. Man konstruiert Geschlecht nicht in derselben Weise, wie man Brötchen kauft: nicht indem man einen Vorsatz faßt und ihn dann ausführt. Vielmehr ist hier der präreflexive Charakter des Tuns markant: Akteure müssen „wissen“, wie sie Geschlechtszugehörigkeit darstellen, Männlichkeit und Weiblichkeit symbolisieren, ohne zu wissen, wie sie es im einzelnen tun. Es gibt hier so etwas wie eine „operative Latenz“ und es liegt eine besondere Anonymität dieser sozialen Konstruktion vor (HIRSCHAUER 1994). Um hier Einsichten zu gewinnen, muß sich die Forschungsarbeit auf eine *botanisierende Grundlagenforschung* einlassen, in der

in einer mikrosoziologischen Perspektive einzelne Praxen in den Blick genommen und auf ihren Anteil an der Herstellung, Fortschreibung und persönlichen Darbietung von Geschlechterpolarität hin überprüft werden.

Um diesem Ansinnen gerecht zu werden, müssen auch die Forschungsverfahren der sportwissenschaftlichen Frauenforschung in den Blick genommen werden. Wenn in der Tat einzelne Praxen der Geschlechterkonstruktion genauestens dechiffriert werden sollen, müssen sich ForscherInnen mit Hilfe unterschiedlicher Mittel ihrem Untersuchungsphänomen nähern. Nur allzu leicht gerät bei der Untersuchung eines vielschichtigen Interaktionsprozesses – und als solcher kann das Miteinander der Geschlechter wohl bezeichnet werden – durch die Verwendung nur einer Methode ein wesentlicher Aspekt aus dem Blick. Stattdessen erscheint für das hier beschriebene Vorhaben der Frauenforschung ein Methodenpluralismus angebracht (vgl. GIEß-STÜBER/HENKEL 1997).

Die konstruktivistische Perspektive nimmt in den Blick, wie soziale Systeme sowie ihre Akteure sich selbst choreographieren und ihre Choreographien tanzen. Würde diese Perspektive *interdisziplinär* angereizt, das Puzzle der sozialen, psychischen und körperlichen Konstruktion der Geschlechter ins Blickfeld genommen, könnte die Geschlechterforschung komplexer werden und das wissenschaftliche Aufösevermögen erhöht werden (vgl. KIESERLING 1995). Die soziologische Perspektive ist ihrerseits ja nur eine soziale Konstruktion neben anderen, ohne Vorzug vor diesen und ausgezeichnet nur dadurch, daß sie dies wissen kann und berücksichtigen muß. Den Konstrukturen auf die Spur zu kommen heißt auch, an den Konstruktionen mitzuwirken – allerdings 'konstruktiv', mit der Intention, soziale Ungleichheiten und traditionelle Machtbalancen aufzulösen, z.B. durch Umdeutungen, Dekonstruktionen und den reflektierten Versuch eines *undoing gender*. Auch wenn *undoing gender* eine empirisch problematische Kategorie ist, da es keine Positivität der Unterlassung gibt, könnte die Geschlechterforschung Aufklärung über die Prozesse der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit betreiben und Gegenstrategien zu den alltäglichen Sexuierungsprozessen entwerfen.

Literatur:

- ABRAHAM, Anke. (1986). Identitätsprobleme in der rhythmischen Sportgymnastik. Schorndorf: Karl Hofmann.
- ABRAHAM, Anke. (1998). Geschlecht als Strukturdimension sozialer Ungleichheit – auch im Sport. In Klaus CACHAY, Ilse HARTMANN-TEWS. (Hrsg.). Soziale Ungleichheit im Sport. Stuttgart: Nagelschmid.
- ALFERMANN, Dorothee. (1996). Geschlechtsrollen und geschlechtstypisches Verhalten. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- BILDEN, Helga. (1991). Geschlechtsspezifische Sozialisation. In Klaus HURRELMANN, Dieter ULICH. (Hrsg.). Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel, 279-301.
- BEHM, Kerstin, PETZSCHE, Kerstin. (1998). (Hrsg.). Mädchen und Frauen im Sport – Natur- und Geisteswissenschaften im Dialog. Hamburg: Czwalina.

- BUSKIES, Wolfgang. (1998). Die Bedeutung des subjektiven Belastungsempfindens für die Trainingssteuerung im Schwimmen, Radfahren und Laufen beim gesundheitsorientierten Ausdauertraining älterer Frauen. In: Kerstin BEHM, Kerstin PETZSCHE. (Hrsg.). Mädchen und Frauen im Sport – Natur- und Geisteswissenschaften im Dialog. Hamburg: Czwalina, 135-142.
- DEUTSCHE FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT/SENATSKOMMISSION FÜR FRAUENFORSCHUNG. (1994). Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Akademie Verlag.
- GARFINKEL, Harold. (1976). Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- GEIST, Sabine. (1998). Ernährungsverhalten und Knochenmineralgehalt bei Langstreckenläuferinnen. In: Kerstin BEHM, Kerstin PETZSCHE. (Hrsg.): Mädchen und Frauen im Sport – Natur- und Geisteswissenschaften im Dialog. Hamburg: Czwalina, 91-97.
- GIEß-STÜBER, Petra. (1996). Kein Platz für Trainerinnen. In Tennis-Sport, 7, 3, 10-13.
- GIEß-STÜBER, Petra, HENKEL, Ulrike. (1997). „Typisch männlich – typisch weiblich“ – Geschlecht in der Methodendiskussion. In Ulrike HENKEL, Sabine KRÖNER. (Hrsg.). Und sie bewegt sich doch! Sportwissenschaftliche Frauenforschung – Bilanz und Perspektiven. Pfaffenweiler: Centaurus, 147-177.
- GILDEMEISTER, Regine, WETTERER, Angelika. (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun Axeli KNAPP, Angelika WETTERER. (Hrsg.). Traditionen Brüche. Freiburg: Kore, 201 - 254.
- HAGEMANN-WHITE, Carol. (1995a). Frauenforschung – der Weg in die Institutionen (IFG Materialien zur Frauenforschung 21). Bielefeld: Kleine Verlag.
- HAGEMANN-WHITE, Carol. (1995b). Die Konstrukture des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In Ursula PASERO, Frederike BRAUN. (Hrsg.). Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus, 182-198.
- HARTMANN-TIEWS, Ilse. (1993). Das Engagement von Frauen im Sport: eine europäische Perspektive. In Karen PETRY, Walter TOKARSKI. (Hrsg.). Das Europa des Sports – Sport und Sportpolitik ohne Grenzen. Köln: Sport und Buch Strauss, 77-85.
- HIRSCHAUER, Stefan. (1993). Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Frankfurt a.M.
- HIRSCHAUER, Stefan. (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, 4, 668-692.
- KIESERLING, André. (1995). Konstruktion als interdisziplinärer Begriff. Zum Theorieprogramm der Geschlechterforschung. In Ulrike PASERO, Frederike BRAUN. (Hrsg.). Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler, 89-114.
- KLEIN, Gaby. (1997). Theoretische Prämissen einer Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft. In: Ulrike HENKEL, Sabine KRÖNER. (Hrsg.). Und sie bewegt sich doch! Sportwissenschaftliche Frauenforschung – Bilanz und Perspektiven. Pfaffenweiler: Centaurus, 103-124.
- KLEINDIENST-CACHAY, Christa. (1990). Die vergessenen Frauen. Zum Sportengagement von Mädchen und Frauen aus sozialen Unterschichten. In Hartmut GABLER, Ulrich GOEHNER. (Hrsg.). Für einen besseren Sport. Themen, Entwicklungen und Perspektiven aus Sport und Sportwissenschaft. Schorndorf: Hofmann, 193-212.
- KRÖNER, Sabine. (1976). Sport und Geschlecht. Eine soziologische Analyse sportlichen Verhaltens in der Freizeit. Ahrensburg: Czwalina.
- KRÖNER, Sabine. (Hrsg.). (1993). Annäherungen an eine andere Bewegungskultur. Pfaffenweiler: Centaurus.
- KUGELMANN, Claudia (1980). Koedukation im Sportunterricht. Bad Homburg.

- MINISTERIUM FÜR DIE GLEICHSTELLUNG VON FRAU UND MANN DES LANDES NRW. (1996). Was Sandkastenrocken von Heulisen lernen können. Dokumente und Berichte 36, Düsseldorf.
- PALZKILL, Birgit. (1990). Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Bielefeld.
- PFISTER, Getrud. (1983). Geschlechtsspezifische Sozialisation und Koedukation im Sport. Berlin.
- PFISTER, Getrud. (1993). „Der Kampf gebührt dem Mann...“ Argumente und Gegenargumente im Diskurs über den Frauensport. In Roland RENSON. (Hrsg.). Sport and Contest. Madrid, 349-365.
- PLATEN, Petra. (1998). Die Triade der sporttreibenden Frau – Störungen des Eßverhaltens, Amenorrhö und Osteoporose. In Kerstin BEHM, Kerstin PETZSCHE. (Hrsg.). Mädchen und Frauen im Sport – Natur- und Geisteswissenschaften im Dialog. Hamburg: Czwalina, 73-82.
- PLATEN, Petra, VELDE, Claudia. (1998). Eßverhaltensstörungen bei Sportlerinnen. In Kerstin BEHM, Kerstin PETZSCHE. (Hrsg.). Mädchen und Frauen im Sport – Natur- und Geisteswissenschaften im Dialog. Hamburg: Czwalina, 83-90.
- PROKOP, Ludwig. (1995). Frauensport – nur ein Emanzipationsproblem. In Österreichisches Journal für Sportmedizin 25, 3, 67-72.
- ROSE, Lotte. (1991). Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen. Weinheim, München.
- ROSE, Lotte. (1994). Bewegungs- und sportorientierte Mädchensozialarbeit – Zwischenbilanz eines Modellprojekts. In SENATSERWALTUNG FÜR ARBEIT UND FRAUEN. (Hrsg.). Kein Platzverweis für Frauen – Dokumentation der Fachtagung zur Situation von Frauen im Sport. Berlin, 105-116.
- SCHIEFFEL, Heidi. (1988). Wir spielen unser eigenes Spiel. Mädchen im koedukativen Sportunterricht. In Mechthild BUSCHMANN, Sabine KRÖNER. (Hrsg.). Frauen in Bewegung. Ahrensburg: Czwalina, 41-57.
- SCHENK, Sylvia. (1986). Aus dem Startblock an die Macht. In Sylvia Schenk. (Hrsg.). Frauen - Bewegung - Sport. Hamburg: VSA Verlag.
- VOIGT, Ursula. (1986). Frauen und Sportverein. In Gunter PILZ. (Hrsg.). Sport und Verein. Reinbeck, 104-113.
- WEST, Candace, Don ZIMMERMANN. (1991). Doing gender. In Judith LORBEER, Susan FARELL. (Hrsg.). The Social Construction of Gender. Newbery Park/New Dehli: Sage.